

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 11

Artikel: S. Zurlinden : der Weltkrieg [Schluss]
Autor: E.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gesellschaft zum Möhren in Bern: Mohr-Becher. 1866.

vogtes 11, wieviel Tuch der Rock eines Schultheißen, der eines Pfarrherrn, eines gewöhnlichen Burgers, eines Trompeters oder eines Posaunenbläfers beanspruchen durfte oder mußte, das konnte doch nur einer vom Fach, ein Eingeweihter

wissen; in diese Dinge wagte kein Laie dreinzureden.

Daß die heutigen Zunftgesellschaften ausschließlich die Armen- und Vormundschafspflege innerhalb ihrer Korporation mit großem Eifer und meist wohlbemessenen Mitteln durchführen, ist allgemein bekannt. Ebenso, daß sie die heranwachsenden Stubengenossen mit Unterstützungsgeldern und Stipendien reichlich auszustatten in der Lage sind. Wen Zahlen interessieren, der findet sie in Appenzellers Buch, wo dem Finanzwesen der Mährengesellschaft ein eigenes langes Kapitel gewidmet ist.

Die folgenden Kapitel behandeln das Gesellschaftshaus und die Ehrengeschirre, insbesondere die Becher aus altem und neuem Besch. Einige ältere Stücke wurden seinerzeit ins Ausland verkauft, die anderen sind im historischen Museum deponiert. Ein prächtiges Schaustück ist der Mohr-Becher von 1866. (Vergleiche nebenstehende Abbildung.) Er ist in Silber gegossen, zifeliert und vergoldet. Der Kopf ist abnehmbar. Er wurde von Maler Chr. Bühler in Bern entworfen und von der Firma S. & Wagner in Berlin ausgeführt. Seine Höhe beträgt 48,5 cm.

Die auf die Gründungsfeier des Jahres 1891 hin verfertigte gestickte Fahne zeigt das Wappenbild der Gesellschaft, den Mohrenkopf, auf rot-schwarzem, geflammtem Grunde (siehe Abbildung auf Seite 124).

Die Zunftstube hat 1908 einen bedeutsamen Schmut erhalten in den von R. Mürger gezeichneten Glasgemälden. Sie verbildlichen wichtige Vorgänge aus der Zunftgeschichte, wie die Inschriften andeuten (siehe die Abbildungen). Die eine z. B. hat eine Chronikstelle zum Vorwurf, da erzählt wird, wie von 23 Teilnehmern am „Navarrischen Zug“ 1587 aus der Zunft nur 12 wieder heimkehrten und daß von den Heimgekehrten ihrer viele nachträglich schwer krank geworden und gestorben seien.

Den Schluß des Appenzellerschen Buches bildet eine interessante Zusammenstellung der Zunftgeschlechter, der ausgestorbenen sowohl wie der noch lebenden. Die bedeutungsvollsten darunter sind biographisch behandelt. Wer sich für Persönliches interessiert, kommt in diesem Teil des Buches voll auf seine Rechnung. Jedem Geschichtsfreund sei

Appenzellers inhaltsreiche Monographie, die sich wegen ihres einfachen, klaren Aufbaus leicht und mit Gewinn liest, warm empfohlen.

H. B.

S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche.

(Schluß.)

Es gibt für den Krieg auch ein doppeltes Raisonnement: das eigene und das fürs Volk. Zurlinden bietet neben vielen andern zwei besonders gute Beispiele aus der Geschichte. Das eine stammt von Friedrich II. 1740 kam er auf den Thron; er begann sofort den ersten schlesischen Krieg. „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen,“ schreibt er am 1. November 1740 an seinen Staatsminister von Podewils, „wenn man im Vorteil ist, soll man ihn benutzen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und mit allem bereit; wenn ich mich des Vorteils nicht bediene, dann halte ich ein Gut in den Händen,

dessen Gebrauch ich nicht kenne. Wenn ich den Vorteil kenne, so würde man sagen, daß ich die Geschicklichkeit besitze, mich der Ueberlegenheit zu bedienen, die ich meinem Nachbar gegenüber habe.“ Kein Wort von Rechtsansprüchen auf Schlesien; das kommt erst am 7. November 1740. Eine Randbemerkung lautet da: „Die Rechtsansprüche sind Sache der Minister, also die Ihre. Es ist Zeit, im Geheimen daran zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben.“ Das ist alles. Machen Sie dem Volke vor, daß wir im Recht sind, Sie brauchen es ja selbst nicht zu glauben. — Und dann Bismarck. Das Elsaß ein deutsches Land; es gehörte früher dem deutschen Reiche; also soll es wieder deutsch werden. So begeistert man das Volk für die Annexion. Er selbst aber lacht darüber: „Professorenidee“ und meint, das käme schön heraus, wenn Preußen alle seine eroberten Gebiete herausgeben müßte. Aber er benutzt ziel-



Gesellschaft zum Möhren in Bern: Scheibe im Gesellschaftshaus.

sicher die Presse, um das Volk mit solchen Ideen zu füllen; er greift unbeschwert zu Fälschungen. Sein Preßtrabant Busch erhält Aufträge, fingierte Briefe aus Paris, aus bestimmten Volkskreisen anzufertigen und in der Presse erscheinen zu lassen. Er muß zu Pfingsten 1870, als der Krieg längst beschlossen war, entgegen den Tatsachen dementieren, daß in der Spandauer Patronenfabrik wegen Arbeitsüberhäufung Arbeitermangel herrsche. Und nichts zeigt besser das Wesen dieses furchtbaren Spielers am grünen Tisch als die Begründung, mit der er einen jungen Diplomaten entließ: „Ich kann ihn nicht brauchen, der Kerl kann nicht lügen.“

Eines der Argumente, mit denen man immer noch das Volk gefangen nimmt, spielt mit der Ehre des Staates. Man geht vor kein Schiedsgericht, wenn die „Ehre des Staates“ beleidigt wird; man schlägt lieber Schlachten und läßt Millionen junger Leben in fremder Erde modern, als daß die Ehre eines Staates besleckt werden dürfte. Welch schlimmes, wohlfeiles, allzeit gefälliges Ding ist doch diese „Ehre eines Staates“! Es ist in Junkerkreisen Sitte, Beleidigungen, die man einander im Zustande der Betrunktheit zufügt, mit der Waffe zu sühnen; kein Richter darf darüber entscheiden. Uns gewöhnlichen Menschen erscheint schon die Trunkenheit an sich als eine Erniedrigung und als eine Beleidigung; den andern ist es Ehre. Uns gewöhnlichen Menschen zeugt die Selbstüberwindung eines Mannes, der nicht in Zorn und Wut handelt, sondern Ruhe und kaltes Blut abwartet, als eine höchsten Lobes werthe Tat. Im Völkerleben aber darf unter Umständen die Ruhe nicht abgewartet werden; im Gegenteil muß durch eine verzweifelt gemeine Presse das Blut erst siedend heiß gemacht und eine Tat provoziert werden, die nie mehr gutzumachen ist. Bismarck redigiert die Emserdepeche so um, daß sie aus einem ruhig geschriebenen Aktenstück zu einer Beleidigung wird; Oesterreich, das den Krieg mit Serbien wollte, findet es „unter seiner Würde“, mit Serbien vor ein Schiedsgericht zu gehn. Der Westler Lloyd schreibt: „Auch wenn die russische Regierung ihre trotz scheinheiliger Zusicherungen und Beteuerungen heimlich fortgesetzte Mobilisierung unterlassen oder abgebrochen hätte, wäre Oesterreich-Ungarn auf keine Konferenz gegangen, sondern es hätte darauf be-

standen, unbehindert von jedem Dritten seine Sache mit Serbien entsprechend den Notwendigkeiten seiner künftigen Sicherheit auszutragen.“ Und um dieser Ehre, um dieser halb kindischen, halb wahnsinnigen Starrköpfigkeit willen leiden wir nun den Weltkrieg im dritten Jahre!

Doch mit der Erhaltung des „Ehrgefühls“ im Volke beginnt schon die bewußt imperialistische Erziehung des Volkes. Es muß jedem Volke klar gemacht werden, daß es die Welt zu regieren hat, daß seine Aufgabe ist, der Welt die Erlösung zu bringen. So sucht man zunächst die geistigen Eigenschaften eines Volkes zu etikettieren, und je nach dem Standpunkt, von dem aus man ein Volk betrachtet, spricht man dann von der deutschen Innerlichkeit und Tiefe und dem französischen Leichtsinne oder vom französischen Edelmut und der deutschen Barbarei. Mit solcher Schablonisierung glaubt man was für Arbeit getan zu haben. Aber ein Mensch läßt sich nicht so mit Etiketten versehen, wieviel weniger denn ein Volk! Neben Kant und Goethe stehen in Deutschland schließlich auch die oberflächlichsten Gecks, die Büdler-Mustau, Heine usw.; neben den französischen Boudoirdichtern wie Octave Feuillet und Georges Ohnet stehen die Pascal, Descartes, Rousseau, Flaubert, Claudel; hier und dort Leute so verschiedener Art, daß man sie nicht in ein Band fassen kann. Will man sich einmal gegenüberhalten, welche Kulturgüter jedes Volk zu verteidigen hat, dann lese man den ergreifenden Aufsatz „Unser heiliger Krieg“, den H. W. Züricher letztes Jahr in den „Neuen Wegen“ veröffentlichte. Ja, man kann über diese unbequemen Dinge hinwegsehen; man kann, wie Pierre Loti es getan, vom Deutschen Friedrich II. sprechen als von dem, „den sie in Ermangelung eines bessern den Großen nennen“, man kann, wie es der britische Renegat Honston Stuart Chamberlain tut, und wie seine Nachbeter nachplappern, alles, was irgendwie Großes auf Erden geschah, als germanisches Kulturgut in Anspruch nehmen, man kann Dante als Langobarden, Chervantes als Westgoten, Shakespeare als Angelsachsen bezeichnen, man kann alles Unbequeme als fremd, als romanisch, semitisch darstellen, selbst auf die Gefahr hin, als Ignorant und Dilettant gebrandmarkt zu werden, wie das Lujo Brentano mit vollem Recht Chamberlain gegenüber getan hat — man kann das alles. Aber

wem ist damit geholfen? Niemand als den Leuten, die zur Befriedigung ihrer wirtschaftlichen Welkeroberungspläne hier und dort ein Interesse daran haben, das Volk für eine geistige Hegemonie zu begeistern.

Diese Begeisterung aber schafft man gründlich. Im Kriege, da haben die Panislawen, die Alideutschen und ihre Freunde jede fromme Scheu verloren. „Wie ein kategorischer Imperativ,“ schreibt der ehemalige Pfarrer Gottfried Traub, „steht den deutschen Imperialisten die Aufgabe des Volkes vor Augen, der Welt den Stempel ihrer nationalen Idee aufzudrücken. Dies ist das innere Geheimnis des modernen Imperialismus; nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, sondern das Verantwortungsgesühl einer Mission für die Menschheit.“ (Wobei Traub nur vergißt, daß der wirtschaftliche Gewinn reales Gut für die einen, das Missionsgefühl billiges Surrogat, gute Lockspeise für die andern ist.) Ostwald schrieb: „Uns Deutschen steht die grandiose Aufgabe zu, das zu erfüllen, was die Weltreligion des Buddhismus, das Christentum und der Islam umsonst versucht haben: uns kommt es zu, das ethische Weltreich zu organisieren.“ Hört man solche Dinge, liest man solche Zeugnisse eines maßlos gesteigerten Größenwahns, dann tut es gut, sich daran zu erinnern, daß Oskar A. S. Schmitz diesen Leuten einmal „Halbbildung“ zugerufen und nachgewiesen hat. Aber solche Beispiele lassen sich aus England, Frankreich, Deutschland, neuerlich aus Italien zitieren; es berührt nur wie ein guter Witz der Weltgeschichte, daß die Japaner, von denen Sombart gnädigst sagt, er habe sie immer nur als außerordentlich gelehrige Halbaffen betrachtet, die die imperialistische Weltlösungsidee schon übernommen haben. Ein japanischer Hymnus lautet:

Zerrißen von Haß und blinder Mut
Sinkt hin Europa im eigenen Blut.
Doch du, von Schuld und Fehler rein,
Sollst dieser Erde Hüter sein!
Zur Herrschaft, Japan, bist du geboren!
Erhebe dich stolz mit der Morgensonne,
Ich hab' dich zum Herrn meiner Erde erkoren!

* * *

Den wichtigsten Teil seines Buches hat Zurlinden dem Militarismus gewidmet; hier kann aber gerade darauf nicht eingetreten werden. Zurlinden führt unter anderm ein Beweisverfahren über die belgischen Greuel durch; selbst eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse müßte aber beleidigend für irgend eine Nation, willkürlich für uns wirken, weil die stützenden Beweise hier doch nicht mitveröffentlicht werden können. Aber gerade dieser Teil wirkt erschütternd, auch deshalb, weil der Verfasser hier weniger in Verführung gerät, mit unsern schweizerischen Verhältnissen zu vergleichen, die er nun häufig genug stark überschätzt. Wir trauen dem klugen und aufrechten Verfasser ein mannhaftes Urteil über unsere eigenen Verhältnisse wohl zu; aber in der Polemik mit dem Ausland, besonders mit den Imperialisten, die uns gütigst als fossilen Rest einer längst vergangenen Zeit betrachten und behandeln, ist er in die Rolle eines Fürsprechers geraten, der die Schäden seines Klienten nicht zugeben mag und sich nun in die Vorzüge seines Schützlings verliebt.

E. R.

Dem Apfel, der nicht gegessen wurde.

Von Bernhard Nestler.

Vor drei Tagen war ein Brüderlein angekommen und seit drei Tagen lag die Mutter krank im Bette. Die dreizehnjährige Martha saß daneben und liebte den Apfel, den sie an ihrer Schürze sorgsam blank gerieben hatte.

Dabei blickte sie zärtlich auf die Mutter. Dann sann sie schweigend vor sich hin. Da tat das Kind die große Frage.

Die Mutter erschrak nicht. Sie nahm den Apfel aus Marthas Hand und beehrte ein Messer. Den Apfel schnitt sie mitten durch — vom Stiel bis zur Blüte — und blickte lange das duftende Wunder an.

„Sieh diesen Kern,“ begann die Mutter. „Er hängt mit seinen Fasern fest im Fleische des Apfels. Wenn du sie verfolgst: sie münden in den Stiel. Der besteht aus lauter Fasern, und jede solche Faser ist eine Ader. Da floß der Saft hindurch, der das Kernlein nährte, daß es wuchs. Es kam der Sturm und blies den Apfel an — die kleinen Kerne merkten nichts davon. Es kam der Regen, kamen Fröste — der Apfel hielt sie auf mit seinem Fleisch und schützte die Kerne, bis sie reiften. So, Martha, hängt ein Kind in seiner Mutter Leibe. Wie hier der Saft, so floß mein Blut in deinen kleinen Leib und nährte dich. Und jeden Pulsschlag, den mein Herz getan, den tat dein Herzlein mit. Wenn ich mich freute, wallte heiß mein Blut und trieb dein Herz zu raschem Schlägen an. Und war mir weh, dann floß es zaghaft hin und machte auch dein kleines Herz erzittern. Als du in mir wuchsest, hab' ich viel weinen müssen. Da war mein guter Vater krank — er starb. Darum bist du ein stilles, ernstes Kind, das so viel fragt und sinnt und wenig lacht. So lebt in dir das Herzeleid der Mutter, ein stilles Denkmal für Großvaters Sterben.“

Die Mutter schwieg. Auch Martha sprach kein Wort. Sie fragte mit den Augen die große Frage weiter. Mit den Lippen konnte sie jetzt nicht. Und das Herz der Mutter verstand. So fuhr sie nach dem heiligen Schweigen fort: „Wie es zur Welt kommt? — Da sieh dir doch einmal den Apfel an: Vom Kernhaus bis zur Blüte hinab führt eine enge Röhre. Wenn der Kern heraus müßte, so könnte er nur auf diesem Wege nach außen kommen. Doch hier ist er stellenweise verwachsen. Bei Müttern ist dieser Weg offen. Wenn das Kindlein nach neun Monaten reif geworden ist, um Luft atmen zu können, geht ein rasender Schmerz durch den Leib der Mutter. Da pressen jähe Krämpfe ihn zusammen. Sie würgen die feinen Aderwurzeln los aus der Innenwand des Mutterleibes. So wird in stundenlanger Not das Kind hinweggepreßt. Mit einem Schrei begrüßt es die Welt. Und die Tränen aus Angst und Not in den Augen der erlösten Mutter leuchten nun von Freude.“

In den Augen der Mutter schimmerte es feucht. Das Mädchen kniete voll Andacht vor dem Bette. Sie drückte ihre glühenden Wangen an die kühle, blasse Hand ihrer Mutter. Dann erhob sie sich und küßte sie leise.

Das ist eine der Antworten, die der Dürerbund auf sein Preisaus schreiben erhielt und die gesammelt und gesichtet vorliegen in dem Buche „Am Lebensquell“ (Köhler, Dresden, Mt. 3.60, geb. Mt. 4.60).

☞ Augen. ☞

Mit tausend Augen glüht die Nacht,
Der Tag glüht nur mit einem.
Und wenn des Auges Schimmer flieht,
— Die Sonne, die am Himmel schieb —
Dann dunkelt's auf der Erden
Und will gar einsam werden.

Mit tausend Augen glüht der Geist,
Das Herz glüht nur mit einem;
Und wenn dies schöne Auge bricht,
— Wenn uns die Liebe, hold und licht
Entschwindet — über'm Leben
Auch dunkle Schatten schweben.

J. Thurov.